

Pflanzen- und Naturschutz

Autor(en): **Blum, G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Beiträge zur Heimatkunde / Verein für Heimatkunde des
Sensebezirkes und der benachbarten interessierten Landschaften**

Band (Jahr): **35 (1964)**

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-956508>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Pflanzen- und Naturschutz

Von Pflanzenschutz redet man etwa seit dem Anfang unseres Jahrhunderts. Als der Fremdenverkehr und der Touristenstrom immer mehr zunahm, kamen die Fremden nicht nur wegen der guten Alpenluft in unsere Berge, sondern sie pflückten auch die schönsten Alpenblumen in großen Mengen weg. Im Engadin fand man einmal eine ganze Waschschißel voll Edelweiß, die dann nachher im Wasser verfaulten. Auf einem Tisch zierte ein großer Strauß einer der schönsten und seltensten Blumen, der Alpenakelei, den Tisch. Der Hotelier redete sich dahin aus, er habe diesen Schmuck von Touristen bekommen. Stark gefährdet war das Edelweiß, besonders nachdem man es im Verlaufe des letzten Jahrhunderts zum Symbol des Alpinismus erkoren hatte; in Wirklichkeit ist das Edelweiß gar keine Alpenpflanze; es stammt ursprünglich aus den innerasiatischen Steppen, wo es noch andere und schönere Arten gibt. Und so muß man sich nicht wundern, daß die ersten Pflanzenschutzverordnungen die Alpenpflanzen betrafen. Darin wurde das Pflücken von mehr als etwa einem halben Dutzend Exemplaren unter Strafe gestellt und den Touristen empfohlen, nur Stengel abzureißen und keine Wurzeln auszuziehen, als ob die Wurzeln die Fortpflanzungsorgane, die Samen erzeugen und damit den Bestand der Art sichern könnten. Auch der Kanton Freiburg erließ schon 1912 und 1929 Verordnungen, die das Sammeln schützwürdiger Pflanzen untersagte. Besonders wichtig war der «Beschuß betreffend den Schutz der freiburgischen Flora» im Jahre 1938, (mit einem Nachtrag 1946) worin neben Alpenpflanzen auch einige seltene und begehrte Pflanzen niederer Stufen geschützt und das Pflücken mit Strafen belegt wurde. Dieser Beschuß wurde ferner in Form von öffentlichen Anschlägen in Berggebieten und in der Stadt Freiburg weiteren Bevölkerungskreisen bekannt gemacht. Wichtiger als papierene Vorschriften sind naturgemäß

Aufsicht und Kontrolle, die im Freiburgischen damals den Förstern, den Jagd- und Fischereiaufsehern, in Bergkantonen vor allem auch den Bergführern übertragen wurden.

Es dürfte nicht überflüssig sein, die Liste der damals als schutzwürdig (und die es heute noch sind) erkannten Pflanzen hier nochmals aufzustellen, wobei die mit einem Kreis bezeichneten Arten im Sensebezirk bzw. in der Kaiseregg- oder der Körbliflühkette, sowie in den Gastlosen nicht oder nur in vereinzelt Exemplaren vorkommen:

- Hirschzunge, *Scolopendrium vulgare*
- Federartiges Pfriemgras, *Stipa Pinnata*
- Türkenbund, *Lilium Martagon*
- Frauenschuh, *Cypripedium Calceolus*
- Insektenorchis, *Ophrys*
- Alpenrebe, *Clematis alpina*
- Pyrenäen und herzblättriger Hahnenfuß, *Ranunculus*
- Alpenmohn, *Papava alpinum*
- Fluehblümli, Aurikel, *Primula Auricula*
- Alpenglocke, *Cyclamen europaeum*
- Orangerotes Habichtskraut, *Hieracium aurantiacum*
- Edelweiß, *Leontopodium*
- Edelraute, *Artemisia*
- Seerosen, *Nymphaea*
- Mannstreu, *Eryngium alpinum*

Ferner sind in besonderer Weise vor dem Massenpflücken zu schonen die kleinblütigen Enziane und das Männertreu.

Auf dieser Liste sind neben Alpenpflanzen auch die Seerosen, also Wasserpflanzen, aufgeführt. Gerade bei der Flora der Gewässer zeigte es sich immer mehr, daß es nicht genügt, einzelne Pflanzen zu schützen. Denn wie sollen die Pflanzen wachsen oder Früchte tragen, wenn man ihnen durch übermäßige Verbauungen an Seeufern, Flußläufen oder durch sog. Meliorationen, Entsumpfung von pflanzlichen Standorten u. s. f., ihren Lebensraum nimmt? Die entsprechenden, ganz bestimmten Standorten angepaßten Pflanzen gehen zugrunde, sie sterben aus. Es muß demnach nicht nur die einzelne Art, sondern ihr ganzer Lebensraum, ihr Standort vor jeder Veränderung der Lebensbedingungen, denen die Art angepaßt ist, vor zu starken Veränderungen geschont oder ganz erhalten bleiben. Dadurch ist der Pflanzenschutz zum über-

geordneten Begriff des Naturschutzes geworden, schon deshalb, weil zu einem ganz bestimmten Boden und klimatischen Verhältnissen nicht bloß nur die ihnen eigenartigen Pflanzen, sondern auch eine nur diesem angepaßte Tierwelt, die allerdings weniger sichtbare Kleintierwelt des Bodens angehören. Die Zahl dieser von einander oft stark abweichenden Lebensbedingungen ist außerordentlich groß und entsprechend sind es auch die Standorte. Um die Lebewelt in mehr oder weniger naturgemäßem Zustand zu erhalten, muß man daher nicht bloß einzelne Tiere oder Pflanzen schützen, sondern ihren ganzen Lebensraum, eine geographisch fest umrissene Landschaft.

Wir können hier nur einige wenige Standorte unseres Gebietes erwähnen, die besonders gefährdet sind. Es sind dies insbesondere diejenigen der Alpen, der Flüsse und Seeufer und in neuester Zeit der Moore.

Die freiburgischen Alpen

kann man am einfachsten in die inneren Kalkalpen (z. B. Vanilnoir-Gebiet, Gastlosen) und die ihnen vorgelagerten Flyschalpen (z. B. Berragebiet) gliedern; ihre Grenze liegt im östlichen Teil auf der Höhe des Schwarzsees. Beide sind nach ihrer Gliederung, vor allem aber nach ihrem Boden ganz verschieden und tragen eine entsprechend andere Pflanzenwelt. Das sieht man schon am Blühen; in den Kalkalpen kommen die schönen Blumen schon im Frühling oder Sommer, in den Flyschgebieten blühen die entscheidenden Arten erst im Hochsommer oder Herbst. In den Wiesen herrschen in den Kalkalpen die Gräser, in den Flyschalpen die minderwertigen Sauergräser vor; der Boden der ersteren ist kalkig, neutral oder schwach alkalisch, also ein guter Boden, in den Flyschgebieten ist der Boden in verschiedenem Grade sauer, vor allem in Alpenrosen- und Heidelbeergebieten; es ist für gute Gräser ein schlechter Boden.

Die schönste Entwicklung der Pflanzenwelt findet man im Vanilgebiet, von der Dt de Paray über die Gräte bis zum Brenleire, auf der Westflanke bis hinunter nach Bonnavaux und dann vor allem auch im Hochtal des Morteys von der Spitze des Vanil noir bis hinunter zu den Alpen von Crozet; dazu kann man auch noch die Westflanke der Hochmatt und der westlichen Gastlosen rechnen. Seinen Reichtum an Arten verdankt dieses Gebiet der günstigen Himmelslage und der außerordentlichen Vielgestaltigkeit der Standorte: Sonnen- und Schatten-

hänge tragen eine ganz verschiedene Flora, ebenso Felsspalten und Humusbänder, Geröllfelder mit ihren mannigfachen Variationen, dazu trocken- und feuchte Alpenwiesen, ja sogar Schneetälchen, d. h. lokale Stellen, an denen der Schnee lange liegen bleibt, also bis in den Sommer hinein feucht bleiben, tragen eine ganz besondere Flora, die nur hier vorkommt. Besonders interessant ist das Auftreten der Arve, die in der Höhenlage von 1600 bis 2300 m vorkommt und auf der Linie Morteys-Lappé-Stillwasserwald ihre Nordgrenze findet. Außerdem finden manche südliche Arten hier ihre weiteste Ausbreitung nach Norden. So muß man sich nicht wundern, daß dieses Gebiet zu den artenreichsten in der Schweiz gehört, was schon seit Jahrzehnten bekannt ist und da es relativ abgeschlossen ist und auch nicht übermäßig unter dem Tourismus leidet, zu den schutzwürdigsten des ganzen Landes gehört.

Zu den gefährdetsten Pflanzen zählen vor allem diejenigen mit schönen leuchtenden Blumen und die es daher in besonderer Weise zu schützen gilt. Es sind dies in unserem Gebiet, Alpenlein, Gemskresse, die blauen und gelben Veilchen mit großen Blüten, alle vorwiegend im Geröll oder Schutt, die Mannsschilde mit den kleinen zierlichen meist weißen Blüten, das Fluehblümli, wie übrigens alle Pflanzen in Felsspalten, Alpenastern und ähnliche Körbchenblütler auf Sonnenhängen, Türkenbund und Alpenanemonen auf mehr schattigen Standorten.

Wenn nicht bloß einzelne Arten, sondern ganze Landschaften zu schützen sind, so gilt das in erster Linie für die Ufer der

Seen und Flüsse,

wo Pflanzengesellschaften leben, die in entscheidender Weise vom Wasser abhängen. Saures oder alkalisches Wasser, reines oder schwach verunreinigtes oder verschmutztes Wasser tragen eine ganz andere Lebewelt. Dazu kommen auch die an das Wasser angrenzenden Landschaften, die wiederum ihre besonderen Bedingungen haben und deren Pflanzen und Tierwelt ebenfalls eine andere ist. Um nur von Pflanzen zu reden leben im Wasser die *Wasserpflanzen* entweder ganz untergetaucht oder sie zeigen ihre Blüten auf oder über der Wasseroberfläche. Am Ufer finden wir in streng angeordneter Reihenfolge Pflanzengesellschaften, die einen großen Teil des Jahres nur mit den Wurzeln im Wasser stehen und nur periodisch überflutet und die dieser Lebens-

weise in eigenartiger Weise angepaßt sind; das sind die *Sumpfpflanzen*. Am angrenzenden festen Land, das nur bei Hochwasser vorübergehend überflutet wird, entsteht der Auenwald der längs der Saane und der Sense in so charakterischer Weise entwickelt ist oder sagen wir lieber, war, mit Birken, Erlen, Faulbaum, Kreuzdorn und den dazu gehörigen Kräutern. Keine der natürlichen Landschaften hat in den letzten Jahrzehnten so viel leiden müssen wie das Ufer der Gewässer vom großen See bis zum kleinsten Bächlein. Bei den letzteren treibt man die Kulturlandschaft (Äcker, Wiesen) immer mehr bis ans Ufer, so daß kein Platz mehr bleibt für die naturgewachsene Pflanzen- und Tierwelt; an Seeufern wird die naturgewachsene Vegetation durch den Bau von Ferienhäuschen immer kleiner. Viel schlimmer aber ist die Ableitung der Abwasser aus Häusern und Fabriken in Seen und Flüsse. Dadurch werden die Lebensbedingungen der Gewässer grundlegend verändert, hauptsächlich durch den auftretenden Mangel an Sauerstoff, der zuerst gerade die wertvollen Fische zum Absterben bringt. Um dieser verhängnisvollen Entwicklung zu steuern, gibt es nur ein Radikalmittel, wenigstens einen Teil der Uferlandschaften als unbenützbare Naturschutzgebiete zu schützen, wie dies in vorbildlicher Weise in der Reserve von Cheyres geschehen ist.

Weitere sehr schutzbedürftige Gebiete sind

die Moore (Möser),

die im Kanton einst weit verbreitet waren, durch sog. Melioration aber immer mehr eingeschränkt werden. Unter Mooren versteht man Böden, die durch unvollständige Zersetzung der Pflanzen entstehen, deren Bodenmasse daher jährlich zunimmt: die Moore sind bodenbildend. Sie haben gewöhnlich eine schwarze Bodenfarbe, es ist leichter, aber ein nährstoffarmer und vor allem ein saurer Boden. Daher tragen sie eine eigenartige und nur hier vorkommende Pflanzen- und Tierwelt. Um so mehr ist deshalb ihr Fortbestand, wenigstens an typischen Mooren, zu schützen.

Es gibt eine ganze Anzahl verschiedener Moortypen, die ihrerseits wieder nach ihrem Boden und entsprechend auch ihrer Lebewelt verschieden zusammengesetzt ist. Die beiden wichtigsten sind das *Nieder-* oder *Verlandungsmoor* und das *Hochmoor*. Das Niedermoor entsteht durch Verlandung an einem See, wie das heute noch am Seedorfsee zu

sehen ist. Die großen Moore zwischen Murten und Bielersee, das Linthgebiet, das mittlere Rheintal waren einst Niedermoore, die durch die Meliorationen einen großen Teil der ursprünglichen Pflanzen- und Tierwelt verloren haben. Man hat seinerzeit vergessen, einen genügend großen Bodenkomplex auszusparen und der Nachwelt unberührt zu erhalten. Auch das Niedermoor wächst alljährlich in die Höhe, verliert landeinwärts langsam seinen Charakter und zuletzt entstehen Tannenzwälder (ein gutes Beispiel ist das Schwandmoos bei St. Ursen). Wenn man daher ein Niedermoor erhalten will, muß man dafür sorgen, daß keine Tannen (oder andere Bäume) zu Entwicklung gelangen. Das kann man am besten verhindern durch Mähen im Herbst, das umso angezeigt ist, als das Niedermoor eine bekannte gute Streue liefert.

Viel interessanter sind die Hochmoore, die Moore der Torfmoose (*Sphagnum*), die einer Urschale gleichen und in der Mitte am höchsten sind. Sie sind die Überreste der letzten Eiszeit. An einem unberührten Hochmoor kann man die Entwicklung der Pflanzenwelt seit der Eiszeit verfolgen an den widerstandsfähigen Pollen, die infolge ihrer derben Haut im fast sterilen sauren Boden erhalten blieben. Außerdem trägt es eine eigenartige Pflanzenwelt, die an diejenige der Arktis erinnert. Charakteristisch sind vor allem die Erikagewächse, Sonnentau und im Torfwasser eine andere insektenfressende, der Wasserschlauch und einige andere Arten. Aber die typischen Repräsentanten wachsen an verschiedenen Stellen des Hochmoors, die einen im, die anderen am Wasser, andere an der Grenze feuchttrocken und wieder andere an der staubtrockenen Oberfläche. Da das Moor ständig in die Höhe wächst, so bleiben schließlich auf dem Moor nur noch die zuoberst wachsenden Hochmoorerikaceen übrig. Wenn man deshalb ein Hochmoor in seiner Gesamtheit erhalten will, so muß man etwa entweder alle Jahre oder alle 2 oder 3 Jahre Torfstiche in der Breite von etwa 1 bis 2 m machen, die bis in die obersten Teile des Grundwassers reichen. Der gestochene und getrocknete Torf ist gutes Heiz- und Streuematerial.

Lebewelt und Landschaft können auf verschiedene Weise geschützt werden. Am vollständigsten geschieht das in den Naturschutzgebieten, die von Korporationen, Gemeinden, Kantonen, Bund geschützt oder vom schweizerischen Naturschutzbund gekauft worden sind.

Freiburgische Naturschutzgebiete,

aufgezählt in der Reihe ihrer Bestimmung als zu schützende Landschaften:

- 1935 *Lac des Joncs*. Seltene Wasserpflanzen, geschützt vom Staat und unterhalten vom Besitzer. Ebenfalls auf dem Gemeindebann von Chatel-St. Denis ist seit
- 1942 das Hochmoor von *Devin-des-Dailles* mit einem schönen Bestand von Bergföhren. Ebenfalls
- 1942 wurde das Reservat von *Cheyres* errichtet. Es ist ein breiter Uferstreifen längs des Neuenburgersees zwischen Cheyres und Font. Standort vieler seltener werdenden Wasser- und Sumpfpflanzen und vor allem Vogelschutzreservat, wo seltene Vögel nisten. Unter den mittelgroßen Reservaten sicherlich eines der interessantesten.
- 1948 *Tourbière des Alpettes*, ein Moor mit Bergföhren in etwa 1300 m Höhe, geschützt von der Gemeinde Semsales.
- 1949 das *Tiefmoos*, Gemeinde Düdingen, von H. alt Sekundarlehrer L. Thürler über die freib. Naturschutzkommission dem Kantonalen naturhistorischen Museum geschenkt. Das einst bis auf den Grund ausgebeutete Moor ist wieder in schöner Entwicklung begriffen und steht vertraglich dem Botanischen Institut zu wissenschaftlichen Untersuchungen zur Verfügung.
- 1955 *Schwandmoos* in St. Ursen, Typus Niedermoor mit schöner Flora. Das Moor geht seinem Endstadium entgegen, daher sind jährliches Mähen und Torfstiche zu seiner Erhaltung nötig.
- 1963 *Les Mosses*. Ein Teil dieses in gutem Zustand befindlichen Hochmoors auf dem Gebiet der Gemeinde Sales zwischen Bulle und Romont konnte vom schweizerischen Naturschutzbund gekauft werden. Ebenfalls konnte
- 1964 der oberste Teil des Morteys von Privatbesitz aufgekauft werden und ist damit Naturschutzgebiet geworden. Es reicht von der Spitze des Vanil noir bis zum Bimis und von da hinüber zum Dt de l'Herbette. Damit ist der erste Schritt getan zum Schutz eines der pflanzenreichsten Gebiete unseres Landes, das man übrigens schützen sollte von der Spitze des Vanil noir im Westen bis hinunter auf die Alp Bounavaux, im Osten bis zum Brenleire und dem Ausgang des Morteystales bei den Alpen von Crozet.

Glücklicherweise zeigen Gemeinden und Syndikate, denen dieser Boden gehört, großes Verständnis für die Schönheit und die Eigenart dieser bevorzugten Landschaft, so daß begründete Hoffnung besteht, sie könne in ihrem natürlichen Bestand zum größten Teil erhalten bleiben.

Es ist aber auch nötig, den Gedanken der Notwendigkeit des Naturschutzes gegen die zerstörenden Kräfte der Technik und des Mechanismus immer und unablässig weiter zu verbreiten durch Aufrüttelung des menschlichen Gewissens, sowie Aufklärung in der Schule und im öffentlichen Leben, so daß wenigstens das noch Vorhandene an die kommenden Generationen unverfälscht weitergegeben werden kann.

G. BLUM